



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Unger, I. von: Wider die Einheitsschule

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lung von hilflosen Verwundeten, abgeschnittenen Ohren und Nasen aufgebaut werden wird. Ein Kampf der Türken aber mit den Griechen, der sich an der Grenze Thessaliens entspinne, dann über Mazedonien nach Bulgarien hinübergriffe und zuletzt auch Serbien und Montenegro erfaßte, wäre unstreitig eine schwere Gefahr für ganz Europa. Die Großmächte anderseits haben weder hinsichtlich des Maßes noch hinsichtlich der Art und Weise ihres Eingreifens in die Angelegenheit besondere Schwierigkeiten zu überwinden. Sie können erstens die Griechen zu unbedingter Enthaltfamkeit, vollständiger Vermeidung jeder Teilnahme an dem Kampfe in Wort und That nötigen, und wenn dieser Zwang hinreichend zu erkennen wäre, würden die Ausständischen bald das Hoffnungslose ihres Unternehmens gewahr werden und die Flinte wieder in den Winkel stellen. Wir nehmen dabei an, daß alle Großmächte in diesem Augenblick abgeneigt sind, die orientalische Frage wieder auf die Tagesordnung zu bringen, was nach der jetzigen Haltung der Petersburger Presse auch von der zweifelhaftesten unter ihnen gilt. Ist dann Griechenland zur Unthätigkeit verurteilt, so muß der Pforte ihre Pflicht klar gemacht werden, jeden irgend vernünftigen und mit der Integrität des Reiches zu vereinbarenden Anspruch, den die kretischen Mißvergünstigten erheben, rasch zu befriedigen.



## Wider die Einheitschule

Von J. von Unger



ie Frage der Schulreform ist so weit gediehen, daß sie nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden wird.\*) Sie beginnt alle Kreise zu durchdringen, wie vor vierhundert Jahren die Frage der Kirchenverbesserung. Freilich wird, wie damals, so auch heute etwas Positives nicht erreicht werden durch eine „allgemeine Bewegung,“ sondern nur durch einen einzelnen hervorragenden und mutbeseelten Mann. Aber diesem die Wege zu ebnen, dadurch, daß wir die Sache nach allen Seiten abklären und womöglich eine öffentliche Meinung in der Angelegenheit schaffen, das ist unsre Aufgabe.

\*) Obgleich wir, wie die regelmäßigen Leser dieser Blätter sofort sehen werden, mit den Ausführungen dieses Aufsatzes nicht in allen Stücken übereinstimmen, haben wir ihm doch Aufnahme gewährt, da dem Verfasser viel daran gelegen war, gerade in den Grenzboten mit seinen Anschauungen zu Worte zu kommen.

D. Red.

Es sind viele an der Arbeit der Schulreform. Bereits beginnt es schärfer und deutlicher hervorzutreten, in welchen Punkten die Meinungen und Wünsche zusammentreffen, in welchen sie auseinandergehen. Die 4000 „Seidelberger“ stehen in manchen Punkten genau auf demselben Boden wie die 22000 Unterzeichner der Adresse an den Kultusminister. Auf der andern Seite ist unter diesen Letztern eine bedenkliche Spaltung ausgebrochen.

Nach der Schulreformdebatte im preußischen Abgeordnetenhause vom 6. März d. J. und den Erklärungen des Herrn von Gofler war es klar, daß die ganze Angelegenheit nur dadurch weiter gefördert und namentlich vor dem Verfaulen bewahrt werden konnte, wenn sich ein großer Verein für deutsche Schulreform bildete und Hand in Hand mit den Staatsbehörden ihr seine Thätigkeit widmete.

Aber was geschah? Statt eines Vereins bildeten sich zwei: am 4. April der Peters=Langesche „Verein für Schulreform,“ am 15. April der Preyer=Rüstersche „Neue deutsche Schule.“ Zwischen beiden natürlich sofort Feindschaft. Freiherr von Schenkendorff aber, die bisherige vis agens der Reform, der Verfasser der Petition der 22000, hielt sich von beiden fern.

Dies neueste traurige Schauspiel deutscher Uneinigkeit wird hoffentlich vorübergehen. Das ausgesprochene Hauptziel des Lange=Petersschen Vereins, die Einführung einer Mittelschule, ist viel zu eng begrenzt und außerdem viel zu unzweckmäßig, als daß dieser Sonderbund nicht bald wieder verschwinden sollte. Der Preyer=Rüstersche Verein dagegen stellt unter Nr. 8 seines Programms ausdrücklich die These auf: Einigung aller Schulreformbestrebungen. Möge ihm die Durchführung dieser Aufgabe gelingen.

Der Punkt, den ich hier einer genauen Prüfung zu unterziehen beabsichtige, ist § 2 unter Nr. 1 der Satzungen des Preyer=Rüsterschen Vereins „Neue deutsche Schule“: Einheitliche Vorbildung für die höhern Schulen. Der Rede Sinn ist dunkel. Doch wird man nicht fehlgehen, wenn man diesen Passus der Satzungen als einen kurz zusammenfassenden Ausdruck für dasjenige ansieht, was Herr von Schenkendorff in seinem am 11. Februar d. J. zu Dresden gehaltenen öffentlichen Vertrage: „Die allgemeine Schulreform vom Gesichtspunkte der öffentlichen Interessen“ weiter ausgeführt hat. Der Bericht darüber lautet: „Was die Einheitschule betrifft, so macht sie sich besonders aus folgenden Gründen nötig. Die einzelnen Schulanstalten laufen heute beinahe parallel neben einander her; nur an einigen Punkten ermöglichen sie den Übertritt aus der untern in die nächst höhere Schulgattung. So sind die Eltern genötigt, über den Bildungsgang ihrer Kinder schon zu einer Zeit Bestimmung zu treffen, wo deren natürliche Anlagen und Berufsneigungen noch viel zu wenig hervorgetreten sind. So wird heute manche verfehlte Laufbahn geschaffen. Redner empfiehlt folgende Einheitschule: die ersten drei Jahre der Volksschule bilden auch für alle übrigen Lehranstalten die Grundlage.“

Dann zweigt sich die höhere Bürgerschule mit sechszjährigem Kursus ab, auf der sich die Oberrealschule mit weiterem dreijährigen Kursus aufbaut. Nach dreijährigem Kursus zweigt sich von ihr das Realgymnasium mit seinem weitem sechszjährigem Kursus ab, und nach einem dreijährigen Kursus von diesem endlich das Gymnasium mit dreijährigem Kursus. Die unterste Stufe der Einheitschule (die Volksschule) ist ohne fremde Sprachen; die nächst höhere Abzweigung (die Bürgerschule) treibt Französisch und Englisch; auf der nächst höhern (dem Realgymnasium) tritt das Lateinische ein; auf der letzten (dem Gymnasium) endlich das Griechische.“ Diese Einheitschule mit Gabelung verteidigte Herr von Schenkendorff mit großer Beredsamkeit. Er zeichnete zum Schluß mit Kreide eine Art Hirschgeweih an die Tafel. Sein illustrierter Plan ließ an Klarheit und Einfachheit nichts zu wünschen übrig und gewann, wie es schien, viele Herzen.

Das meine nicht. Einheitschule mit Gabelung — was steckt in dem Worte? Nicht weniger als eine radikale Umwälzung unsrer jetzigen Schulverhältnisse — nicht eine Reform, sondern eine Revolution. Um ein richtiges Bild von der Sache zu gewinnen, ist es erforderlich, das Beabsichtigte mit dem Bestehenden zu vergleichen. Ich wähle dazu die im Königreich Sachsen durch die Gesetze vom 26. April 1873 und vom 22. August 1876 geschaffenen Verhältnisse; hauptsächlich aus dem Grunde, weil die sächsische Schulgesetzgebung in ihrer Art vielfach als die vorzüglichste in Deutschland gilt.

Unser moderner Staat baut sich aus den verschiedenen Volksklassen etwa folgendermaßen auf: 1. Handarbeiter, Fabrikarbeiter, land- und forstwirtschaftliche Arbeiter, Bergleute u. s. w. 2. Handwerker, kleine Gewerb- und Handeltreibende, Subalternbeamte u. s. w. 3. Der mittlere Bürgerstand und die kleinen Grundbesitzer. 4. Die den praktischen Berufszweigen angehörigen höhern Klassen: Gutsbesitzer, Fabrikanten, Offiziere, große Kaufleute, Ingenieure, Architekten, Forstmänner u. s. w. 5. Die den wissenschaftlichen Zweigen angehörigen: Gelehrte, höhere Staatsbeamte, Geistliche, Ärzte, Lehrer an höhern Anstalten u. s. w.

Von dem Grundsatz ausgehend, jeder dieser Klassen das zu bieten, dessen sie bedarf, stuft die sächsische Gesetzgebung folgendermaßen ab: 1. Für die unter 1 die einfache Volksschule (Elementarschule). 2. Für die unter 2 die mittlere Volksschule; an beide schließt sich später die Fortbildungsschule an. 3. Für die unter 3 die höhere Volksschule (Bürgerschule). 4. Für die unter 4 das Realgymnasium. 5. Für die unter 5 das Gymnasium.

Die Gegenstände und Ziele des Unterrichts, die Einteilung in Klassen, die Zahl der Schüler und der Lehrstunden, die Zeit des Verbleibens in jeder dieser Unterrichtsanstalten sind mit größter Sorgfalt je nach den Bedürfnissen der Volksklasse eingerichtet, für die sie bestimmt sind. Der Eintritt in die untern drei Schulgattungen findet mit vollendetem sechsten Lebensjahre statt, in

das Realgymnasium und Gymnasium gesetzlich mit dem vollendeten neunten, thatsächlich meist mit dem zehnten Jahre. Welche von diesen verschiedenen Anstalten ein Ort bedarf und besitzt, richtet sich nach seiner Größe und seinen sonstigen Verhältnissen.

Zu diesem sächsischen Grundsatz: Jedem das, was er braucht, steht nun in schroffem Gegensatz das Schenkendorffsche: Allen das Gleiche, und möglichst spät den verschiedenen Berufszweigen das, was sie für ihr besondres Fach bedürfen. Es läßt sich nicht leugnen: das letzte klingt philosophisch, human und höchst verlockend. Aber aus abstraktem Leder lassen sich nun einmal keine konkreten Schuhe schneiden. Die Einheitschule mit Gabelung ist nicht nur undurchführbar, sie ist sogar gefährlich.

Die Einheitschule ist dazu bestimmt, alle Kinder zu empfangen, die das sechste Jahr zurückgelegt haben. Glaubt Herr von Schenkendorff, die deutschen Eltern würden sich darauf einlassen? Wird der Staatsminister es zugeben, daß sein Sohn neben dem des Schuhmachers oder Fabrikarbeiters auf derselben Bank sitze? Nicht einmal Herr von Schenkendorff selbst wird es, es müßte denn zuvor ein Gesetz erlassen werden, das alle widerstrebenden Väter als schlechte Bürger mit schwerer Strafe bedroht. Geschieht das aber nicht, wie es wahrscheinlich ist, so werden überall die Privatschulen wie Pilze aus der Erde schießen und die Einheitschule entvölkern. Und obendrein würden diese Privatschulen dem Staate eine nicht zu bewältigende Last der Kontrolle auferlegen und nicht das leisten, was jetzt die sächsischen Bürgerschulen leisten. Also kein Fortschritt, sondern nur entschiedner Rückschritt.

Noch weit gewichtiger aber sind die innern Gründe, die gegen die Schenkendorffsche Einheitschule sprechen, zumal gegen deren obere Gabelungen. Der Gymnasiallehrer Dr. Cauer in Berlin hat diese Gründe in einem Schriftchen\*) so klar und überzeugend entwickelt, daß ich mich darauf beschränken kann, auf seine Ausführungen zu verweisen. Mit aller Entschiedenheit tritt Cauer dafür ein, daß nicht ein allgemeines Bildungsgemenge für alle entstehe, daß vielmehr jedem das geboten werde, was er für sein künftiges Leben braucht. Er unterscheidet sogar unter den beiden Arten der höhern Bildung scharf diejenigen, deren hervorragender Teil die klassische ist, von der, in welcher auf die Naturwissenschaften das Hauptgewicht gelegt wird. Der Versuch, sagt er, die klassische Bildung mit der naturwissenschaftlichen als gleichberechtigt zu vereinigen, ist völlig verfehlt. Jede dieser beiden Bildungen ist gleichwertig, aber verschieden; es kommt darauf an, sie möglichst abgeschlossen zu geben. Darum ist es unerläßlich, jedem der beiden Ziele auf seinem eignen Wege zuzustreben, und zwar von Anfang an, nicht aber auf anfangs gemeinschaftlichem, später sich trennendem

\*) *Suum cuique*. Fünf Aufsätze zur Reform des höhern Schulwesens. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1889.

Wege. Die Vermischung beider Lehrpläne läßt keine von beiden Richtungen zu ihrem Rechte oder vielmehr zu ihrem Vorrechte kommen; wohl aber führt sie dazu, an den Lernenden unerschwingliche Anforderungen zu stellen und ihn zu überbürden. Nicht in der Vereinigung der Lehrpläne der Schulen liegt das Heil, sondern in der Trennung. Nur die Trennung gewährt jeder Art von Schule die Möglichkeit, in möglichst hohem Grade das zu leisten, was ihre eigne Aufgabe bildet.

Es ist ein erfahrener Gymnasiallehrer, der das ausspricht, und dabei ein scharf und klar denkender Mann. Und muß denn nicht jedem Unbefangenen einleuchten, daß ein hohes Gebäude von Quadern schon in der Erde ganz anderer Grundlagen bedarf, als ein leicht gezimmertes Haus von Fachwerk? Muß nicht der, der viel lernen soll, schon früh weit mehr und viel eifriger lernen, als wer nur wenig zu wissen braucht? Und diesem einfachen und klaren Sage zum Trotz will Herr von Schendendorff die Kinder aller Stände, bis sie zwölf Jahre alt sind, in dieselbe Schule schicken!

Mit vollem Rechte hebt Cauer ganz besonders hervor, daß das Lateinische die unerläßliche erste Grundlage aller höhern Bildung ist und bleiben muß. Die lateinische Grammatik, sagt er, spielt allen andern Lehrfächern gegenüber die Rolle des Magens in dem Märchen des Menenius Agrippa; man mag die Menge von Zeit und Arbeit bedauern, die der strenge Herr verschlingt; aber läßt man ihn hungern, so fühlen die einzelnen Glieder die Kraftlosigkeit, die den ganzen Körper befällt.

So sehr ich aber in diesem Punkte mit Cauer einverstanden bin,<sup>\*)</sup> so entschieden muß ich den besondern Forderungen entgegentreten, die er daraus ableitet. In diesen entpuppt er sich als ein pro domo kämpfender Philologe.

Cauer will klassische Bildung; ich auch. Was ist klassische Bildung? Ich sage: Die Kenntnis des Altertums, seiner Geschichte, seiner politischen und sozialen Gestaltung, seiner Leistungen auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, und die Liebe zu alledem. Cauer sagt: Thunlichste Bekanntschaft mit der lateinischen und griechischen Sprache und Litteratur. Das ist ein doppelter schwerer und gefährlicher Irrtum. Zuvörderst glaubt Cauer, die klassische Bildung sei eine Art der Bildung, während sie in Wahrheit doch nur ein Teil der Bildung ist. Mit aller Entschiedenheit müssen wir von dem „gebildeten Manne“ der Gegenwart verlangen, daß er nicht nur in den alten Sprachen bewandert sei, sondern neben völliger Gewandtheit in der Muttersprache auch eine angemessene Kenntnis der modernen Sprachen und Litteratur, der Naturwissenschaften, der Kunst besitze, daß er körperlich stark und geschickt sei und die äußere Form beherrsche. Wohl

<sup>\*)</sup> Vgl. meinen Aufsatz „Das Studium der alten Sprachen auf dem Gymnasium“ in den Grenzboten, Jahrgang 1888, Nr. 24 und 25.

muß die klassische Bildung die Beherrscherin der Gymnasien bleiben, aber nicht länger die Alleinherrscherin, oder gar die Unterdrückerin der übrigen Zweige der Bildung. Nicht weniger schlimm aber ist der zweite Irrtum Cauers: er verwechselt Mittel und Zweck. Zum Eindringen in das Altertum sind die alten Sprachen lediglich ein Mittel, aber keineswegs das einzige, ja vielleicht nicht einmal das beste. Cauer läßt sich den Blick durch seine philologische Gewohnheit so sehr trüben, daß er — eine Vermehrung des lateinischen Unterrichts auf den Gymnasien verlangt! Und zu welchem Zwecke? Um den lateinischen Aufsatz wieder in seine Rechte einzusetzen! Am lateinischen Aufsatz, sagt er, lernt der Schüler seine Gedanken ordnen und deutsch schreiben. Wie ganz anders lautet das Urteil des langjährigen, hochverdienten Leiters des Vikthum'schen Gymnasiums zu Dresden, Professor Ziel.\*) „Alle Abhandlungen — sagt dieser — werden jetzt bei uns in deutscher Sprache abgefaßt. Damit ist der äußere Grund weggefallen, der früher den lateinischen Aufsatz rechtfertigte. Aber sprechen vielleicht innere Gründe für seine Beibehaltung? Ich glaube nicht. Denn wir wissen alle, daß es auf den Inhalt der Aufsätze in der Praxis [der Verfasser meint die Schulpraxis] am wenigsten ankommt: man ist zufrieden, wenn nur die Form derselben erträglich ist. Mit Recht werden gewöhnlich altgeschichtliche Themata ausgewählt, die sich in den meisten Schulen wiederholen; oder man läßt die Schüler Auszüge aus lateinischen oder griechischen Schriftstellern machen, um ihnen die Arbeit zu erleichtern; eigne Gedanken sucht man in ihren deutschen, nicht in ihren lateinischen Aufsätzen. Und was erreicht man endlich in formeller Hinsicht? In der That so wenig, daß, wenn man aufrichtig sein will, man bekennen muß: der Erfolg steht in völligem Mißverhältnis zu der aufgewandten Mühe, die für die Mehrzahl eine Dual wird.“ Cauer geht aber noch weiter. Er erwartet, daß die jungen Leute durch anhaltende Beschäftigung mit dem Lateinischen „feinere Empfänglichkeit gewinnen sollen, um den architektonischen Reiz einer ciceronianischen Periode und die plastische Vollendung in der gedankenschweren Sprache eines Tacitus zu würdigen.“ Gott behüte die armen jungen Leute! Sie mögen sich lieber in Wald und Feld herumtreiben, das ist ihnen weit mehr nütze. Derartige Freuden, wie Cauer sie wünscht, sind für reife Männer, aber nicht für Schüler. Am Ende würden die jungen Leute vor lauter Bewunderung anfangen, den ciceronianischen und taciteischen Stil auf unser geliebtes Deutsch zu übertragen. Das wäre eine schöne Bescherung! Bei unsern, bei den deutschen Klassikern sollen sie in die Schule gehen, und will ein Primaner seine Tanzstundenflamme andichten, so mag er sich an Rückert und Geibel halten, aber nicht an Horaz.

Bin ich in meinem Kampfe gegen die Einheitschule bis hierher Cauern

\*) Erinnerungen aus dem Leben eines alten Schulmannes. Leipzig, Teubner, 1889.

gefolgt, so stelle ich mich nun auf eigne Füße. Denn den schwerwiegendsten Grund gegen sie hat er überhaupt nicht berührt. Dies ist der sozialpolitische.

Auf jedem Gebiete ist es wichtig, daß man klaren und festen Prinzipien folge. Vor allem auf dem politischen; denn da handelt es sich um das Wohl vieler. Um die Richtigkeit meiner Folgerungen zu erweisen, kann ich nicht umhin, zuvor in aller Kürze meine politische Anschauung darzulegen.

Ich war stets ein begeisterter Anhänger der Freiheit; nur verstehe ich jetzt, mit siebzig Jahren, das Wort ganz anders, als ich es mit zwanzig verstand: nämlich die Freiheit, das Rechte und Gute zu thun, nicht das Schlechte. Man hat mich oft Reaktionär gescholten, auch wohl Ultrareaktionär — ganz mit Unrecht. Ich will durchaus nicht das zurückführen, was vor Zeiten gewesen ist, jetzt aber Unsinn und Plage sein würde; ich will nur die modernen falschen Theorien über Bord werfen und die alten bewährten Prinzipien auf die Verhältnisse und die Menschen der Gegenwart anwenden.

Nachdem die Freiheitskriege beendet und ihre Wunden vernarbt waren, befand sich Deutschland und namentlich Preußen auf dem Wege gedeihlicher Entwicklung. Da kam das Jahr 1848 und unterbrach sie jäh. Es ist nicht zu bedauern, daß in Paris eine unwürdige, in Wien eine schwache Regierung zusammenbrach; wohl aber daß in Berlin ein edelgesinnter, aber kranker König sich eine Reihe unheilvoller Zugeständnisse abtrotzen ließ. Nach kurzer, scheinbar ruhiger Zwischenzeit folgte denn die „liberale Ära,“ die Tochter des Jahres 1848. Beide zusammen haben eine stattliche Anzahl von Wechselbälgen der Freiheit in die Welt gesetzt.

Da ist zuvörderst die Pressfreiheit, die jedem gestattet, Unwahrheiten, soviel er will, ja auch Verleumdungen und Beleidigungen hinauszuschleudern (z. B. das Andenken Kaiser Wilhelms an seinem Todestage zu beschimpfen) und deren oft schreckliche Folgen dann durch eine Geldstrafe oder durch Einsperren eines Sigredakteurs aus der Welt geschafft werden sollen. Da ist ferner die Vereinsfreiheit, die zwar den Durst stillt, aber nicht den Hunger, die in weite Kreise Unzufriedenheit trägt und in ihnen die Ideen und die Organisation des Umsturzes verbreitet. Ferner die Gewerbefreiheit, die das früher auf goldnem Boden beruhende Handwerk zu Grunde richtet und im Verein mit der Kraft des Dampfes an seine Stelle das Fabrikproletariat und dessen rücksichtslose Ausbeutung durch das Kapital gesetzt hat. Ferner die Freizügigkeit, die das flache Land der nötigen Arbeitskräfte beraubt, die Massen der Arbeiter in den großen Städten auf's bedenklichste anhäuft und die Lasten der Armenpflege ins Unersehliche steigert. Ferner der Freihandel, der unsrer Landwirtschaft und Industrie die tiefsten Wunden geschlagen hat, um die Taschen der Kaufleute und Spekulanten zu füllen. Ferner die Religionsfreiheit, die jedem gestattet, sich vom Christentum und von dessen Sittenlehre loszusagen, und die uns mit gebundenen Händen den Juden überliefert. Endlich seit 1866 das allgemeine Wahlrecht,

das gesetzlich die Macht in die Hand der bildungs- und urteilslosen Menge legt, und mit dem auf die Dauer niemand, weder diesseits noch jenseits des Rheins, zu regieren vermag.

Von allen diesen Standpunkten und Errungenschaften müssen wir wieder herunter. Ist das möglich? Weshalb nicht? Alles Notwendige ist möglich. Sind wir doch mit vielen andern, nicht weniger herrlichen Sachen fertig geworden, z. B. den im Dezember 1848 feierlich eingeläuteten Grundrechten des deutschen Volkes, dem Reichsregenten Franz Raveaux I., der Bürgerwehr und dem deutschen Bundestage. Und ich denke, der Mann, den Gott dazu bestimmt hat, der Freiheits Hydra diese Köpfe abzuschlagen, wandelt bereits unter uns, und auch die Gelegenheit wird Gott zu rechter Zeit schicken.

Es ist vielleicht das erstemal, daß jemand dies mit dürren Worten öffentlich ausspricht. Aber darum ist es nicht weniger wahr. Und sicherlich teilt meine Überzeugung eine unendlich große Anzahl verständiger und ehrlicher Leute — es will nur niemand der Ratzge die Schellen anhängen.

Was aber hat mit allen diesen Dingen die Schule zu thun? Sehr viel. Die Schule soll den künftigen Bürger des Staates heranziehen, sie soll zu allem spätern Guten den Grund legen. Und das in richtiger und wahrhaft fruchtbringender Weise zu thun, dazu ist die Schenkendorffsche Einheitschule durchaus ungeeignet.

Der Staat besteht aus den Menschen, die ihm angehören. Aber er ist nicht ein bloßes Konglomerat, sondern ein geordneter Organismus. In diesem hat jeder Mensch seine bestimmte Stelle. Jeder gehört einer Familie, einer Gemeinde, einem Berufe, einem Stande an, meist mehreren solchen Abteilungen gleichzeitig. Das giebt ihm Rechte und Pflichten. Es liegt in der Natur der Sache, daß dem engern Verbands gegenüber seine Stellung eine nähere und bedeutendere ist als dem entferntern. Deshalb werden sich seine Rechte und Pflichten zunächst auf den engsten der ihn umgebenden Kreise zu beziehen haben, erst allmählich und in weniger unmittelbarer Weise auf die entferntern. Daneben ist es eine unabweißbare Forderung der Gerechtigkeit, daß die Rechte des Einzelnen in möglichstem Verhältnis zu seinen Pflichten stehen, daß dem die meisten Rechte gewährt werden, der am meisten leistet.

Dieser Grundsatz ist so einfach und einleuchtend, daß man nicht begreift, wie er hat verlassen werden können. Der französischen Revolution war es vorbehalten, dies zu thun. Sie zerbröckelte den Staat, indem sie jeden Menschen vor allem für einen Staatsbürger erklärte, der nur nebenbei auch noch einer Familie u. s. w. angehöre. Es war nur folgerichtig, nun auch alle Staatsbürger politisch gleich zu berechtigen. Solche Gleichheit aber bedeutet ein Umstürzen der göttlichen Ordnung. Nicht gleich nach Körper und Geist, nach Kraft, Vermögen und Verhältnissen hat Gott die Menschen geschaffen, sondern ungleich. Nicht die Gleichheit ist das oberste Naturgesetz, sondern die Un-

gleichheit. Der Versuch aber, an die Stelle von Gottes Weisheit menschlichen Unverstand zu setzen, muß und wird stets kläglich scheitern.

Die unglückselige Lehre von der natürlichen Gleichheit und Gleichberechtigung aller Staatsbürger hat uns auch u. a. glücklich zu dem geführt, was man mit dem hochtrabenden Ausdruck „Entfesselung des freien Spiels der Kräfte“ bezeichnet. Damit ist einfach das rohe Recht des Stärkern verkündet. Auf dem großen Kampfplatze des „Kampfes ums Dasein“ ist freilich jedem gestattet, bei dem andern vorbeizulaufen und dasselbe oder mehr zu erreichen wie er. Aber es ist klar, daß der mit geringern Mitteln in den Kampf tretende wirtschaftlich Schwache dem wirtschaftlich Stärkern unterliegen muß. Das ist jetzt der Fall. Und mehr und mehr wird sich die Welt in Reiche und Arme scheiden, bis sich endlich die Armen auf ihre physische Kraft besinnen und die Reichen berauben und totschiagen werden. Und dann wird keiner mehr etwas haben.

Der Wettlauf des Lebens läßt sich nicht beseitigen. Es liegt aber auf der Hand, daß ein Ziel um so leichter zu erreichen und der Zufriedenheit um so leichter und sicherer Boden zu schaffen ist, je weniger es in schrankenloser Ferne, je mehr es in erreichbarer Nähe liegt. Die Ziele des Lebens so zu stecken, das ist wahre Weisheit. Das geschieht aber am besten dadurch, daß nicht jedem die ganze Rennbahn freigegeben wird, sondern daß man dem Streben des Einzelnen Schranken zieht. Nicht die Schranken sind die Erzeuger der Unzufriedenheit, wie die Apostel der „Freiheit“ nicht müde werden zu predigen, der Mangel der Schranken ist es. Nicht darauf kommt es an, daß es dem Menschen möglichst gut gehe, sondern darauf, daß er möglichst zufrieden sei. In dieser Hinsicht stand es unzweifelhaft früher besser als jetzt. Arme Teufel hat es immer gegeben, und sie hatten es ehemals wahrscheinlich weit schlechter als jetzt. Aber sie hielten sich deshalb nicht für widerrechtlich enterbt; sie organisierten sich nicht als vierter Stand zu gewaltsamem Umsturz der Dinge.

Zufriedenheit schaffen — das ist die Summe aller Staatsweisheit. Und dazu ist vor allem erforderlich, daß das „freie Spiel der Kräfte“ aufhöre, daß nicht jedem der Kampfplatz des Lebens in seiner ganzen Weite offen stehe, daß vielmehr jedem sein Teil davon abgemessen werde. Den verschiedenen Ständen verschiedenes Recht! Und zu diesem Endzwecke wiederum feste Abgrenzung der Stände! Ihre Verschiedenheit ist jetzt im Grunde nur noch eine gesellschaftliche, sie muß wieder eine feste politische Einrichtung werden.

Ist das möglich? Unzweifelhaft. Man ordne nur gesetzlich an, daß alle Berufsgenossen sich zu festen Körperschaften zusammenschließen; nicht etwa bloß der Handwerkerstand, sondern alle, die körperlich oder geistig arbeiten. Im Innern dieser Kreise herrsche vernünftige Gliederung und tüchtige Zucht, sodaß der Verständige und Gute stets die Oberhand habe. Möglichste Gleichheit vor dem bürgerlichen Gesetz, aber sorgfältige Abstufung der politischen

Rechte nach Maßgabe der Leistungen! Insbesondere gebe man der von Schopenhauer so arg geschmähten Standesehre hervorragende Anwendung auf die Standes- und Berufsclassen. Ja sogar äußerlich unterscheide man diese durch leicht erkennbare Zeichen, z. B. durch die Tracht. Dann werden wir auch endlich von unsrer jetzigen, allem Schönheitsgefühl ins Gesicht schlagenden Art, uns zu kleiden, erlöst werden, einer der garstigsten Hinterlassenschaften der französischen Revolution; dann werden wir wieder so Schönes sehen, wie es die Münchener Jahrhundertfeier und die Dresdner Wettinfeier zum Entzücken von Tausenden uns vorgeführt haben.

Lächerlicher Utopist! wird man mir zurufen. Eine neue Tracht für unser Volk — wie sollte denn das ins Werk gesetzt werden? Auf sehr einfache Weise. Die deutschen Fürsten mögen zu einem Kongreß zusammentreten und unter der Leitung eines von ihnen, z. B. des dazu hervorragend befähigten Herzogs von Meiningen, festsetzen, daß fortan zu ihren Festen niemand (das Militär ausgenommen) anders erscheinen dürfe als in der Tracht, wie wir sie etwa auf den Bildern Paul Veroneses oder van Dyks bewundern. Mit ein wenig gnädiger oder auch ungnädiger Nachhilfe würde sich das sehr bald auf weite Kreise der bürgerlichen Gesellschaft fortpflanzen, immer tiefer und tiefer hinab. Auch die leider fast ganz verschwundenen Trachten der ländlichen Bevölkerung würden durch solche Fürsorge wieder aufleben. Das wäre ein wesentlicher Schritt zur endlichen Befreiung Deutschlands von den Fesseln des Pariser Geschmacks und der französischen Sitte.

Worin sollen denn nun aber die Schranken bestehen, die jedem in Betreff der Gestaltung seines Lebens gezogen werden sollen? Nun, sie sind einfach und von der Natur selbst vorgezeichnet: der Sohn folge dem Vater! Man hindere ihn möglichst, aus der Sphäre, in die ihn der „Zufall der Geburt,“ d. h. die Fügung Gottes, gesetzt hat, herauszutreten und sein Glück auf andern Wegen zu versuchen.

Also Kasten in unserm modernen Staate, wie in Indien oder bei den alten Aegyptern? Wenn mans so nennen will, allerdings. Und damit sind wir wieder bei der Schule angelangt. Gleiche Bildung für alle — das haben bis jetzt im Ernst nur die russischen Nihilisten verlangt.\*) Aber auch andre steuern diesem Ziele zu. An vielen Orten der Schweiz, namentlich um den Genfer See, erheben sich stattliche Ecoles primaires, in denen allen Staatsangehörigen ein vorzüglicher, sehr weitgehender Elementarunterricht erteilt wird, und zwar zwangsweise und unentgeltlich. Das ist eine der blendendsten Errungenschaften des radikalen Regiments, das jetzt leider fast in allen Kantonen am Ruder ist. Die Einsichtigen erkennen darin ein Zeichen vom Anfang des

\*) Vgl. meinen Aufsatz „Mein Freund der Nihilist“ in den Grenzboten, Jahrgang 1885, Nr. 50, 51 und 52.

Endes. An die Stelle des zuweilen wohl etwas harten, aber ordentlichen, sparsamen und gewissenhaften aristokratischen Regiments ist die gleichmacherische Demokratie getreten, und mit ihr das Strebertum und die Ausbeutung des Staates durch rasch wechselnde Beamte und ihren Anhang. Die Tage der Republik und der alten Schweizerfreiheit sind gezählt. Was aber umgekehrt aus Deutschland werden wird, wenn wir nicht den demokratischen Grundsätzen ein festes und entschiedenes Halt zurufen, das hat kürzlich der Präsident Carnot in einer Botschaft an das französische Volk ebenso klar als wahr ausgesprochen: die Demokratie führt mit Notwendigkeit zur Republik.

In dem demokratischen Fahrwasser: Gleiche Bildung für alle — steuert auch munter die Schenkendorffsche Einheitschule. Die ersten drei Jahre (die Volksschule) sollen dem ganzen Volke dieselbe Bildung geben; die nächsten drei Jahre (die Bürgerschule) gleiche und gemeinschaftliche Bildung dem Mittelstande und den höhern Ständen; die folgenden drei Jahre gleiche und gemeinschaftliche Bildung den naturwissenschaftlich und den klassisch gebildeten; erst die letzten drei Jahre (das Gymnasium) sollen den klassisch gebildeten die letzte Feile anlegen. Was soll durch diese Gleichheit und Gemeinschaftlichkeit der Auszubildung erzielt werden? Daß die Qualität der Bildung darunter leiden muß, hat Cauer nachgewiesen. Also etwas anderes. Etwas Gleichheit und Brüderlichkeit? Nun, die Gleichheit gilt nur vor Gott. Vor den Menschen sind die Menschen ungleich und müssen es bleiben. Aber vielleicht Brüderlichkeit? Das wäre ja wunderschön, und kaum könnte in einem christlichen Staate etwas Höheres erreicht werden, als diese Verkörperung des vornehmsten Gebotes. Aber wie wird die Sache verlaufen? Der Sohn des armen Fabrikarbeiters wird es schwer und mit Neid empfinden, daß sein Nachbar auf der Schulbank, der Sohn des reichen Kommerzienrats, einen bessern Rock trägt, daß er Leckerbissen zum Frühstück mitbringt statt eines Stückes Brot. Kommen gar noch die Erzählungen des vornehmen Jungen dazu, wie prächtig alles bei ihm zu Hause ist, seine feinen Manieren, seine unbewusste, aber unverhohlene Selbstüberhebung über den Armen, der vielleicht viel begabter und fleißiger ist als er, der aber sehr wohl weiß, daß der Reiche trotzdem später in einer Kutsche wird fahren können, und daß er, der Arme, demütig den Hut vor ihm ziehen müssen, dann ist der künftige Sozialdemokrat fertig. Nein, für Neid und Klassenhaß ist gar kein günstigerer Nährboden denkbar als die Schenkendorffsche Einheitschule. Nicht vereinigen soll man die verschiedenen Stände, sondern trennen, auch in der Schule. Man geselle gleich und gleich; man biete jedem Stande, was seine künftigen Verhältnisse erfordern, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Man mische nicht doktrinären Prinzipien zuliebe zusammen, was nicht zusammengehört. Also keine Einheitschule!

Es ist mir schwer verständlich, wie sich Herr von Schenkendorff zu einem solchen Zugeständnis an die liberalen Ideen hat hinreißen lassen können. Sehr

deutlich guckt der liberale Pferdefuß auch daraus hervor, daß er beklagt, daß die jetzige Einrichtung der Schulen den Übertritt aus der untern Schulgattung in eine höhere so sehr erschweren, mit andern Worten, daß dem Drängen der untern Stände nach oben zu wenig Vorschub geleistet werde. Herr von Schenkendorff hält es für das Richtige, daß z. B. jeder Handwerkersohn, dem etwa eine kleine Erbschaft zufällt oder der ein mageres Stipendium erhält, nun sofort umfassen und studiren könne. Wenn irgend etwas, um mich seines Ausdrucks zu bedienen, verfehlte Existenzen schafft, so ist es gerade dieses Heraustreten aus der natürlichen Sphäre. Dieses vor allem erzeugt das gelehrte Proletariat, das Herr von Gossler als eine große soziale Gefahr bezeichnet hat. Man sehe sich doch die „Volksführer“ an oder auch die Volksverführer in der Gestalt gewisser Zeitungsschreiber u. s. w. Meist sind es begabte Leute aus den niedern Klassen, die der Ehrgeiz in eine falsche Bahn getrieben hat, und die, da es auf dem Wege ehrlicher Arbeit nicht rasch genug oder vielleicht gar nicht gelingen wollte, nun den Umsturz versuchen, um von seinen Wogen emporgetragen zu werden. Dem trete man entgegen. Man erleichtere nicht, man erschwere den Übertritt aus der durch die Standesverhältnisse gebotenen Laufbahn in eine höhere, die mit diesen nicht im Einklange steht. Man gestalte zu diesem Zwecke die Gymnasien und Akademien um; man fordere ein hohes Schulgeld; man fördere ihren aristokratischen Charakter auf jede Weise. Das wird die hervorragend begabten aus den untern Klassen nicht hindern, allen Schranken zum Trotz es doch zu etwas zu bringen; aber das ist genug.

Eine ebenso entschiedne Zurückweisung aber verdient die Behauptung in der Rede des Herrn von Schenkendorff, bei den jetzigen Schuleinrichtungen seien die Eltern genötigt, über den Bildungsgang ihrer Kinder schon zu einer Zeit Bestimmung zu treffen, wo deren natürliche Anlagen und Berufsneigungen noch viel zu wenig hervorgetreten seien. Ich habe, soviel ich mich erinnere, nie einen Menschen gesehen, der das große Los gewonnen hätte, aber auch nie einen Schüler, dem seine Eltern einen Beruf ausgewählt hätten, nachdem seine Anlagen und Neigungen genügend hervorgetreten wären. Ganz recht, wird mir Herr von Schenkendorff erwidern, da haben wir die Folgen der unrichtigen Organisation unsrer Schulen. Ist dem aber wirklich so? Was heißt denn Neigung zu einem Beruf? Der unverständige, meist auf Eitelkeit und dem Drange nach Wohlleben, immer aber auf vollständiger Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse beruhende Wunsch eines unfertigen jungen Menschen. Ginge es nach den innersten Herzensgedanken der Menschen, dann würde jeder Handwerkersohn am liebsten Offizier, denn die können den ganzen Tag spazieren reiten und abends ins Theater gehen, oder Pastor, denn die brauchen nur jeden Sonntag eine Stunde zu predigen und werden beständig zu Hochzeiten und Kindtaufen eingeladen. Glücklicherweise ist der Vater ein verständiger

Mann; er zieht die Familien-, die Geschäfts- und die Geldverhältnisse in Betracht und giebt den Sohn bei dem Gevatter Handschuhmacher in die Lehre. Nach zehn Jahren ist der junge Mann froh, daß er selbst ein gutgehendes Geschäft besitzt und darauf heiraten kann.

Noch windiger als mit der Neigung sieht es mit der Befähigung zu einem Beruf aus. Es giebt kluge und dumme, fleißige und faule Zungen. Aber eine besondere Befähigung zu einem bestimmten Berufe tritt unter Hunderten sicher nicht bei einem hervor. Der wirkliche Prüfstein für die Befähigung ist der Beruf selbst, und dieser kommt stets post festum. Ich will ein Beispiel anführen: mich selbst. Ich lernte leicht und wurde, eben vierzehn Jahre alt geworden, nach Prima versetzt. Es wurde mir zudiktirt, die Rechtswissenschaft zu studiren, ich glaube, weil mein Großvater Oberappellationsgerichtspräsident war. Gefragt wurde ich überhaupt nicht, ich hätte auch nicht gewußt, was ich antworten sollte. Es begegnete mir, daß zwei der bedeutendsten Rechtslehrer, von Savigny und Buchta, mich für ihren besten Zuhörer im Semester erklärten, daß ein Göttinger Professor mich aufforderte, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Ich darf also wohl annehmen, daß ich zum Juristen einigermaßen befähigt war, wiewohl auf dem Gymnasium niemand das Geringste davon bemerkt hatte. Die Sache ging aber doch schief; denn als ich in die Praxis trat, stand diese in so schneidendem Gegensatz zu der hohen Wissenschaft, daß ich schon nach drei Monaten die Geduld verlor und — zur Kavallerie ging.

Es ist gar nicht nötig, daß bei einem Knaben irgend eine besondere Befähigung hervortrete oder auch nur vorhanden sei. Fast alle Berufsarten sind Gottlob von der Art, daß gesunder Menschenverstand, Fleiß und Pflichttreue vollständig ausreichen, um sie gut auszufüllen. Nur die Kunst macht eine Ausnahme: die erfordert Talent. Und gerade hier zeigt sich das Gefährliche. Von den durch ihre Begabung auf die Bahn der Kunst gelockten, wie wenige erreichen ihr Ziel, wie viele leiden Schiffbruch! Auf der andern Seite, was hilft es, wenn der Sohn des Generals hervorragende Anlage zum Buchbinder hat? wird ihn Se. Excellenz dies Handwerk ergreifen lassen? oder der Sohn des armen Flickschneiders ganz besondere Befähigung zum Minister, zum Diplomaten, wenn doch das Geld fehlt, ihn studiren zu lassen?

In der Debatte des preussischen Abgeordnetenhauses hat Herr von Gossler erklärt, es sei seine feste Absicht, dem Gymnasium seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten, den ihm die alten Sprachen aufgedrückt haben. Wir können ihm dafür nur von Herzen dankbar sein. Darin liegt aber die entschiedne Verwerfung der Schendendorffschen Einheitsschule und nicht weniger die entschiedne Hochhaltung des Grundsatzes: das Lateinische ist die wichtigste Übung des Verstandes und des Denkens und die unentbehrliche Grundlage aller höheren wissenschaftlichen Ausbildung. Aber, wird man mir einwerfen, was soll denn aus allen denen werden, die die lateinlosen Schulen

befuchen? Sollen sie in geistiger Hinsicht eine Stufe tiefer stehen bleiben, als die klassisch Gebildeten? Allerdings sollen sie das! Und gerade hier zeigt sich wieder die Bedeutung der Schulen in politischer Hinsicht. Die klassisch Gebildeten sollen im Staate herrschen oder, wie mans jetzt mit einem mildern Ausdrucke zu bezeichnen liebt, führen. Eine Abstufung des Volkes in geistiger Hinsicht ist unumgänglich erforderlich; nur sie bewirkt, daß die weniger gebildeten Klassen sich den höher gebildeten unterordnen. Ohne Unterordnung dieser Mehrzahl unter jene Minderzahl kann kein Staat auf die Dauer bestehen. Darauf sollen die Schuleinrichtungen berechnet sein und bleiben und nicht der demokratischen Einheitschule weichen. Die Volksschulen sollen fortfahren, das niedere Volk aufzunehmen, die Bürgerschulen den Mittelstand; Aufgabe der Gymnasien aber soll es sein, die Söhne der ἀριστοι wieder zu ἀριστοι auszubilden. Damit aber diese in Wahrheit die „Besten“ werden, sollen die Gymnasien ihren Schülern vor allem den Grundsatz einprägen: die höhere Stellung im Leben giebt die höhern Pflichten; der Achtbarste aber ist der, der, gleichviel in welcher Stellung, seine Pflicht am redlichsten erfüllt, und wer höher steht als ein anderer, soll sich nicht einbilden, schon darum etwas Besseres zu sein. Der wahre Wert des Menschen ist der sittliche; über ihn entscheidet nicht Stand, noch Reichtum, noch geistige Gaben.

Wenn ich nun so gegen die Einheitschule mit Gabelung eine Lanze gebrochen habe, so will ich schließlich nicht unterlassen zu betonen, daß ich in allen übrigen Punkten seines Programms warm und aufrichtig mit Herrn von Schenkendorff und mit dem Verein „Neue deutsche Schule“ übereinstimme; z. B. in der Forderung, daß die Gymnasien aufhören sollen, Erziehungsanstalten für die Berechtigung zum Dienst als Einjährig-Freiwilliger zu sein, zu ihrem eignen Heil und zum Heil der jungen Leute,\*) ferner, daß es kaum wird länger umgangen werden können, wenigstens versuchsweise und in beschränktem Umfange, die Abiturienten der Realgymnasien zum Studium der Medizin, später vielleicht auch der Rechtswissenschaft zuzulassen und das Ergebnis abzuwarten, ferner, daß auf allen Schulen der Muttersprache eine weit bedeutendere Stellung einzuräumen ist als bisher, ferner, daß der Überbürdung der Schüler ein Ziel gesetzt werde, zuletzt, daß die körperliche Erziehung und Ausbildung der Jugend und damit zugleich die Entwicklung des Charakters endlich zu ihrem Rechte gelange.

Das letzte ist und bleibt das punctum saliens der ganzen Schulreform. Die Frage, ob Einheitschule mit Gabelung oder ob Trennung der verschiedenen Schulen von Anfang an, von so hoher Wichtigkeit sie ist, steht in zweiter Reihe; sie ist ein Streit nicht um das Ziel, sondern um den Weg dahin. Ich meinerseits bin sogar durchaus einverstanden mit der neuesten

\*) Vgl. meinen Aufsatz „Die Berechtigungen“ in den Grenzboten, Jahrgang 1888, Nr. 49.

Forderung des Vereins „Neue deutsche Schule,“ „daß in einigen Gymnasien und Realgymnasien der Unterricht in den alten Sprachen probeweise später als jetzt beginne, um zu ermitteln, ob auf diese Weise für den Lehrplan einer einheitlichen Mittelschule Raum geschaffen werden kann.“ Nur der Versuch kann Klarheit schaffen. Mißlingt er, dann habe ich Recht gehabt. Gelingt er, dann bin ich, wenn ich es noch erlebe, eines Bessern belehrt, und das ist noch ein größerer Vorteil.

Dresden, im Juli 1889



## Zur Geschichte Leipzigs

**I**n diesen Tagen ist wieder einmal ein Band von Ersch und Grubers Encyclopädie erschienen. Der wievielte? Wir wollen es auszählen. Ersch und Grubers „Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“ hat jetzt das ehrwürdige Alter von 71 Jahren erreicht: der erste Band erschien 1818 im Verlage von Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig. Um das Unternehmen rascher zu fördern, entschloß sich die Verlags-handlung nachträglich, es in drei Abteilungen (Sektionen) zu teilen, jede Abteilung unter eine besondere Redaktion zu stellen und alle drei Abteilungen gleichzeitig fortzuführen. Der ersten Abteilung wurden die Buchstaben A bis G, der zweiten die Buchstaben H bis N, der dritten die Buchstaben O bis Z zugewiesen. So erschien 1827 der erste Band der zweiten, 1830 der erste Band der dritten „Sektion.“ Im Jahre 1831 ging das Unternehmen nebst andern Werken der Gleditschischen Buchhandlung in den Verlag von F. A. Brockhaus über, und von diesem ist es bis auf den heutigen Tag getreulich fortgesetzt worden. Die erste Abteilung wurde im Jahre 1882 im 99. Bande mit dem Worte *Gyzels* abgeschlossen. Die dritte wurde 1850 mit dem 25. Bande und dem Worte *Phygios* vorläufig abgebrochen, um zunächst alle Kräfte auf die Beendigung der zweiten zu vereinigen. Dieser zweiten gehört der eben erschienene 43. Band an, der die Worte *Leibeigenschaft* bis *Ligatur* umfaßt. Es ist also der 167. Band des ganzen Unternehmens! Herausgeber des Ganzen ist seit dem Jahre 1882 Professor A. Leskien in Leipzig, einer der hervorragendsten Kenner der slavischen Sprachen, ein geistvoller Philologe von vielseitigem Wissen.